

Insel

Bulwer-
Lytton
Die letzten
Tage von
Pompeji

Aus dem Englischen
von Friedrich Notter

Edward George Bulwer schrieb im Jahre 1834 den historischen Roman *Die letzten Tage von Pompeji*. Ein Jahr darauf erschien die erste deutsche Übersetzung dieser literarischen Sensation, die bis heute an Attraktivität nichts eingebüßt hat.

So gehört sein historischer Roman einerseits zum populären Literaturkanon des Italien- bzw. Pompeji-Reisenden, andererseits zum beliebten Stoff von Drehbuchautoren und Filmregisseuren von den Kindertagen des Films an, wozu nicht zuletzt akribische Detailschilderungen und die bemerkenswerte Gabe, das Leben historisch zu rekonstruieren, beigetragen haben dürften. Generationen von Lesern und Filmzuschauern haben sich von der faszinierenden Vorstellung jener furchtbaren Naturkatastrophe fesseln lassen, von der Vorstellung, daß durch den Ausbruch des Vesuvs menschliches Leben und Treiben in einem Augenblick erstarb und manche Schreckensmomente in Lava und Asche bis in die Gegenwart konserviert und sichtbar blieben.

insel taschenbuch 801
Bulwer-Lytton
Die letzten Tage von Pompeji



Edward George Bulwer-Lytton

Die letzten Tage von Pompeji

Aus dem Englischen von
Friedrich Notter

Insel Verlag

Der Text folgt der von Meinrad Hasenbein überarbeiteten
Ausgabe: E.G. Bulwer's sämtliche Romane, Band 25-27
»Die letzten Tage Pompeji's«, Stuttgart 1845
Titel der englischen Originalausgabe:
»The Last Days of Pompeii«, 1834

8. Auflage 2018

Erste Auflage 1986

insel taschenbuch 801

© Insel Verlag Frankfurt am Main 1986

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: LibroSatz, Kriftel

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-32501-7

DIE LETZTEN TAGE
VON POMPEJI

So ist der Vesuv, und solches findet jedes Jahr daselbst statt. Aber alle Ausbrüche, die seitdem vorgekommen, sind, selbst in einen einzigen zusammengerechnet, unbedeutend, wenn man sie mit dem vergleicht, was in dem erwähnten Zeitpunkt geschah. . .

Tag wurde in Nacht verwandelt, und Nacht in Finsternis – eine unsägliche Menge Staub und Asche ward ausgeworfen, überströmte Land, Meer und Luft und begrub zwei ganze Städte, Herkulaneum und Pompeji, als die Einwohner eben im Schauspiel waren.

Dio Kass. Buch LXVI.

VORREDE

Beim Besuch der der Erde entrissenen Überbleibsel einer alten Stadt, die den Reisenden vielleicht noch mehr an die Gegend von Neapel fesselt als die köstliche Luft oder die wolkenlose Sonne, als die Veilchentäler und Orangenhaine des Südens; beim Anblick der noch frischen, dem Leben gehörigen Häuser, Straßen, Tempel, Theater eines Ortes aus der stolzesten Zeit des Römischen Reiches – war es vielleicht nicht unnatürlich, daß ein Schriftsteller, der sich bereits, wenn auch noch so unvollkommen, in der Kunst des Wiederbelebens und Schaffens versucht hat, einen angelegenen Wunsch empfand, diese verlassenem Straßen noch einmal zu bevölkern, diese lieblichen Trümmer wieder aufzubauen, neu zu beseelen die Gebeine, die seinem Auge noch aufbehalten waren, den Abgrund von achtzehn Jahrhunderten zu überschreiten und zu einem zweiten Dasein zu wecken – die Stadt der Toten!

Und leicht wird der Leser begreifen, wie mächtig dieser Wunsch in dem werden mußte, der fühlte, er könne das Unternehmen durchführen, dem Pompeji selbst nur wenige Stunden entfernt lag – der die See, welche einst den Handel der Stadt getragen und ihre Flüchtlinge aufgenommen, zu seinen Füßen und den verhängnisvollen Berg des Vesuvs, noch immer Rauch und Flammen atmend, fortwährend vor Augen hatte!*

Indessen waren mir die hier entgegnetretenden großen Schwierigkeiten von Anfang an nicht verborgen. Die Sitten

* Beinahe das ganze vorliegende Werk wurde vorigen Winter in Neapel geschrieben. Bei meiner Rückkehr nach England war ich zu sehr mit politischen Gegenständen beschäftigt, um viel überflüssige Muße für rein literarische Arbeiten zu haben, als etwa in den nicht unwillkommenen Zwischenzeiten, wo das Parlament schlafen geht und die übrigen Gegenstände des menschlichen Lebens erwachen läßt, indem es einen Teil der abgematteten Gesetzgeber zum Fuchsjagen, einen andern zum Hasenschießen, wieder einen andern zur Ochsenmast und noch einen andern zur Bearbeitung der Literatur entsendet.

des Mittelalters zu malen, das Leben dieser Zeit darzustellen, hat die Hand eines der ersten Genies in Anspruch genommen; und doch möchte diese Arbeit leicht und bequem sein in Vergleichung mit derjenigen, welche sich's zur Aufgabe macht, eine viel frühere, uns weniger vertraute Periode zu schildern. Zu den Menschen und Bräuchen der Feudalwelt haben wir eine natürliche Anmutung und Verwandtschaft; diese Menschen waren unsre Vorfahren – von diesen Bräuchen her überkamen wir unsere eigenen – der religiöse Glaube unserer ritterlichen Väter ist noch jetzt der unsrige – ihre Gräber heiligen noch jetzt unsere Kirchen – die Trümmer ihrer Burgen zürnen noch jetzt auf unsere Täler herab – in ihren Kämpfen um Freiheit und Recht können wir den Keim unserer heutigen Institutionen nachweisen, und in den Elementen ihres gesellschaftlichen Zustandes sehen wir den Ursprung unseres eigenen.

Mit der antiken Zeit dagegen verbindet uns keine heimische, vertraute Erinnerung. Diese verhallte Religion, diese vergangene Kultur bieten wenig dar, was für unsere nordische Phantasie heilig oder ansprechend wäre; überdies sind beide durch die scholastischen Pedanterien, die uns zuerst mit denselben bekannt machten, entwürdigt und hangen mit dem Andenken an Studien zusammen, die uns als ein Geschäft aufgelegt, nicht als ein Vergnügen betrieben wurden.

Gleichwohl schien mir die Arbeit bei aller Schwierigkeit der Vornahme wert, und wirklich dürfte sich in der von mir erwählten Zeit und Örtlichkeit manches finden, was die Neugier des Lesers erregt und seine Teilnahme an die ihm von dem Verfasser gebotenen Gemälde heftet. Es war das erste Jahrhundert unserer Religion – die gebildetste Periode Roms – die Geschichte trägt sich an Orten zu, deren Überreste wir heut noch betreten – die Katastrophe gehört zu den furchtbarsten, welche die Tragödien der alten Geschichte vor unsern Blick bringen.

Aus dem mir vorliegenden reichen Material bemühte ich

mich, dasjenige auszuwählen, was für einen neueren Leser am anziehendsten sein möchte: die ihm am wenigsten fremden Sitten und Religionsbegriffe, Schatten, die in ihrer neuen Belebung ihm Bilder darstellten, welche, obwohl Repräsentanten der Vergangenheit, doch noch das meiste Interesse für die Betrachtungen der Gegenwart darboten. In der That bedurfte es einer größern Selbstbeherrschung, als der Leser sich auf den ersten Blick vorstellen mag, um manches zurückzuweisen, was an sich einladend genug war, während es jedoch einzelne Teile anziehender gemacht hätte, dem Einklang des Ganzen geschadet haben würde. So fällt z. B. die Zeit meiner Geschichte unter die kurze Regierung des Titus, als Rom auf seiner stolzesten und riesenhaftesten Höhe zügelloser Üppigkeit und unbestrittener Macht stand. Es war daher eine höchst einladende Lockung für den Verfasser, die handelnden Personen im Verlauf der Begebenheiten von Pompeji nach Rom zu bringen. Was gäbe solchen Stoff zur Beschreibung, oder ein solches Feld für die Eitelkeit der Erfindung, als diese prachtvolle Weltstadt, deren Größe der Einbildungskraft eine so glänzende Begeisterung, der Forschung eine so günstige und imponierende Würde leihen mußte? Da ich jedoch zu meinem Gegenstand den Untergang Pompejis gewählt hatte, so bedurfte es nur geringer Einsicht in die höheren Gesetze der Kunst, um zu begreifen, daß die Erzählung selbst streng auf Pompeji beschränkt bleiben müsse.

In Gegensatz mit dem gewaltigen Pomp Roms gebracht, würden der Prunk und Luxus der regen kampanischen Stadt zur Unbedeutendheit herabgesunken sein. Ihr grauenhaftes Schicksal hätte nur ein kleiner, vereinzelter Schiffbruch in den unermeßlichen Meeren des Kaiserreichs geschiene, und die für das Interesse meiner Geschichte aufgebotene Hilfsmacht würde die Sache, zu deren Unterstützung sie beigezogen war, nur zerstört und überwältigt haben. So sah ich mich denn genötigt, von einer an sich so anreizenden Episode abzustehen und, meine Fabel streng auf Pompeji begrenzend,

ändern die Ehre zu überlassen, ein Bild von der hohlen, aber majestätischen Zivilisation Roms zu entwerfen.

Die Stadt, deren Schicksal mir eine so effektvolle und furchtbare Katastrophe zur Darstellung gibt, wies schon beim ersten Überblick ihrer Reste leicht auf diejenigen Charaktere hin, die für den Gegenstand und die Lokalität am meisten paßten. Die halbgriechische Kolonie des Herkules, die mit den Sitten Italiens in gleichem Maß Gebräuche aus Hellas vermischte, führte von selbst auf die Personen des Glaukus und der Ione. Der Dienst der Isis, ihr noch vorhandener Tempel mit seinen entschleierte falschen Orakeln, der Handel Pompejis mit Alexandria, die Verbindungen des Sarnus mit dem Nil leiteten zu dem Ägypter Arbaces, dem schurkischen Kalenos und dem glühenden Abäcides. Die früheren Kämpfe des Christentums mit dem heidnischen Aberglauben gaben Anlaß zur Erschaffung des Olinthus, und die verbrannten Gefilde Kampaniens, altberüchtigt wegen Zauberkünsten, riefen sehr natürlich die Hexe des Vesuvus hervor. Die Einführung des blinden Mädchens verdank ich einer zufälligen Unterhaltung mit einem gebildeten Mann, der unter den Engländern in Neapel wegen seiner ausgebreiteten Lebenserfahrung wohlbekannt ist. Er sprach von der vollendeten Finsternis, welche jenen Ausbruch des Vesuvus begleitete, und den vermehrten Hindernissen, welche dieselbe der Flucht der Einwohner entgegensetzte, wobei er bemerkte: die Blinden, als gewöhnt an das Dunkel, würden in einem solchen Augenblick am besten daran sein und ihren Weg am leichtesten finden. Diese Bemerkung veranlaßte die Erschaffung Nydias.

So sind denn die Personen natürliche Geschöpfe der Zeit und des Ortes; ebensosehr dürften die Begebenheiten zu der damals bestehenden Gesellschaft stimmen; denn nicht nur die gemeinen Gewohnheiten des Lebens, Feste und Forum, Bäder und Theater, die längst bekannten Tatsachen vom Luxus der Alten sind es, um deren Anschauung willen wir die

Vergangenheit zurückrufen; gleich wichtig und von höherem Interesse sind die Leidenschaften, die Verbrechen, die Schmerzen, die Unglücksfälle, welche die Schatten, die wir also ins Leben beschwören, bewegt haben mochten. Wir verstehen eine Weltepoche nur schlecht, wenn wir nicht auch ihr Gemüt unserer Forschung unterwerfen – in der Poesie des Lebens liegt so viel Wahrheit als in seiner Prosa.

Wenn bei Behandlung eines uns nicht geläufigen, fernen Zeitabschnitts die Hauptschwierigkeit darin liegt, die eingeführten Personen auch wirklich vor dem Auge des Lesers »stehen und gehen« zu lassen, so sollte dies andererseits ohne Zweifel die erste Aufgabe bei einem Werk solcher Art sein, und jedes Bestreben, die Gelehrsamkeit spielen zu lassen, darf nur als untergeordnetes Mittel für dieses Haupterfordernis der Dichtung betrachtet werden. Die erste Kunst des Dichters (des Schöpfers) ist, seinen Geschöpfen den Lebensodem einzuhauchen, die zweite: ihre Worte und Handlungen der Zeit, in welcher sie sprechen und handeln sollen, anzupassen. Letztere Kunst wird vielleicht besser in Anwendung gebracht, wenn man die Kunst selbst dem Leser nicht beständig vor Augen führt, nicht jedes Blatt mit Zitationen, jeden Rand mit Noten anfüllt. Fortwährende Hinweisungen auf gelehrte Autoritäten haben bei Werken der Einbildungskraft ebenso wohl etwas Ermüdendes als etwas Anmaßendes. Sie erscheinen wie Lobsprüche, die sich der Verfasser auf seine eigene Genauigkeit und Gelehrsamkeit macht – sie helfen nicht seine Ideen in ein helleres Licht zu setzen, sondern paradieren mit seiner Erudition. Die Anschauungskraft, die in antike Personen antiken Geist zu legen vermag, dürfte wohl die wahre Gelehrsamkeit sein, die ein Werk dieser Art erfordert; ohne jene Kraft ist ein pedantisches Wissen ärgerlich, mit ihr ein Überfluß. Niemand, der vollkommen begriffen hat, was die prosaische Dichtung jetzt geworden ist, der ihre Würde, ihren Einfluß, die Art, wie sie nach und nach alle verwandten Fächer der schönen Literatur absorbiert hat, ihr Vermögen zu

belehren wie zu unterhalten, erkennt, kann ihren Zusammenhang mit der *Geschichte*, mit der *Philosophie*, mit der *Politik* – ihre gänzliche Übereinstimmung mit der *Poesie* und ihre Botmäßigkeit unter die *Wahrheit* so weit vergessen, um sie auf den Maßstab schulmäßiger Kleinheitskrämerei herabsetzen zu wollen: sie erhebt das Schulwissen zum schaffenden Leben, beugt das Leben nicht zum Schulwissen herunter.

Was die Redeweise der eingeführten Personen betrifft, so bemühte ich mich emsig, einen unglücklichen Irrtum zu vermeiden, in welchen meiner Ansicht nach diejenigen verfallen sind, die Menschen der antiken Welt unserer Zeit vorzuführen suchten.* Diese Autoren haben sich die hochtönenden Sentenzen, die kalte didaktische Feierlichkeit der Sprache, die sie in den besonders bewunderten antiken Schriftstellern vorfanden, zuzueignen gesucht; es ist aber ein

* Was der scharfe Verstand Walter Scotts in der Vorrede zum *Ivanhoe* (erste Ausg.) so richtig ausgedrückt hat, scheint wenigstens mir seine Anwendung ebensogut auf einen Autor zu finden, der seinen Stoff der antiken Zeit, als denjenigen, welcher ihn dem Mittelalter entnimmt. Man gestatte mir die betreffenden Worte für meine eigene Sache anzuführen und sie für einen Augenblick mit gebührender Ehrfurcht mir zuzueignen: »Zwar kann ich weder noch will ich Ansprüche auf vollständige Genauigkeit machen, selbst nicht in Dingen, die bloß das äußere Kostüm angehen, viel weniger in den wichtigeren Punkten des Ausdrucks und Benehmens. Aber derselbe Grund, der mich abhält, den Dialog eines Werkes im Angelsächsischen oder Normännisch-Französischen abzufassen, und mir verbietet, diese Schrift mit den Typen eines Carton oder Wynken de Worde drucken zu lassen, hält mich ab, mich ganz innerhalb der Grenzen derjenigen Periode zu halten, in welche meine Geschichte fällt. Um irgendwie Teilnahme zu erregen, muß der gewählte Gegenstand in die Sitten und die Sprache der Zeit, worin wir leben, *übersetzt* werden. (. . .) Um daher den vielen, die, wie ich hoffe, dieses Buch gierig verschlingen werden (he da?) ihr Recht anzutun, hab ich alte Bräuche in neuer Sprache so weit erklärt, und die Charaktere und Gefühle meiner Person so weit erörtert, daß der moderne Leser sich von der zurückstoßenden Dürre bloßer Altertümelei hoffentlich nicht besonders beengt fühlen wird. Dadurch hab ich, wie ich ehrerbietigst behaupte, die schöne Freiheit, die dem Verfasser eines fingierten Werkes gebührt, nirgends überschritten. (. . .) Es ist wahr, daß diese Freiheit ihre gehörigen Grenzen hat; der Autor darf nichts anführen, was sich mit den Sitten der geschilderten Zeit nicht verträgt.«

Ich kann diesen umsichtigen, scharfsinnigen Bemerkungen nichts beifügen; sie bilden den wahren Kanon der Grundsätze, nach welchem jede Dichtung über die Vergangenheit beurteilt werden sollte.

ebenso widersinniger Verstoß, wenn man Römer im gewöhnlichen Leben in den Perioden Ciceros sprechen läßt, als es ungereimt wäre, wenn ein Romandichter seinem englischen Publikum die langgedehnten Sätze eines Johnson oder Burke in den Mund legen wollte. Der Fehler ist um so größer, weil er unter dem Schein von Gelehrsamkeit in der Tat nur die Unkunde in den wahren Gesetzen der Kunst verrät – weil er ermüdet, langweilt, zurückstößt und wir beim Gähnen nicht einmal die Befriedigung haben, zu denken, daß wir gelehrt gähnen. Um den Gesprächen antiker Personen einigermaßen einen Anstrich von Wirklichkeit zu geben, müssen wir uns vor allem hüten, die Gelegenheit bei den Haaren herbeizuziehen. Nichts gibt einem Autor ein steiferes, unbehaglicheres Ansehen, als die plötzliche, unerwartete Umwerfung der Toga. Wir müssen zu unserer Arbeit die Bekanntschaft vieler Jahre mitbringen; die Anspielungen, die eigentümlichen Ausdrücke, die Sprache überhaupt müssen uns aus einem längst gefüllten Strom zufließen; die Blumen müssen aus lebendigem Boden versetzt und nicht aus zweiter Hand auf dem nächsten Markt gekauft sein. Derartige Vorzüge, die im Grund nichts als die Vertrautheit mit unserem Gegenstand aussprechen, rühren endlich mehr vom Zufall als vom eigenen Verdienst her, denn sie hängen von dem Grad ab, in welchem die Klassiker bei unserer Jugenderziehung und den Studien unserer reiferen Jahre in Teilnahme gezogen wurden: besäße indes ein Schriftsteller in dieser Beziehung selbst die höchsten Vorzüge, die Erziehung und Studium gewähren können, so dürfte ihm gleichwohl kaum möglich sein, sich dergestalt in eine von seiner eigenen so verschiedene Zeit zu versetzen, daß nicht einige Ungenauigkeiten, einige Verstöße aus Mangel an gehöriger Beachtung oder aus Vergessenheit in seine Zeichnungen kommen sollten. Wenn aber in Werken über die Gebräuche der Alten – Werken von der ernstesten und ausgearbeitetsten Art und von den gründlichsten Gelehrten verfaßt – dergleichen Unvollkommenheiten oft von einem

vergleichungsweise nur oberflächlich unterrichteten Kritiker entdeckt werden, so würde es meinerseits die höchste Anmaßung sein, wenn ich hoffen wollte, ich sei in einem der Gelehrsamkeit unendlich weniger bedürftigen Werk glücklicher gewesen, als Männer von unendlich mehr Gelehrsamkeit denn ich. Genug, sollte dieses Buch bei all seinen Mängeln als ein im Kolorit vielleicht ungeübtes, in der Zeichnung fehlerhaftes, aber dennoch nicht ganz unähnliches Gemälde der Züge und äußern Art jener Zeit erfunden werden, die zu schildern ich versucht, so möge es überdies (was weit wichtiger für mich ist) eine richtige Darstellung der menschlichen Leidenschaften und des menschlichen Herzens geben, deren Elemente in allen Jahrhunderten gleich sind! Endlich sei mir noch erlaubt, den Leser zu erinnern, daß, wenn es mir gelungen, einer Schilderung antiker Sitten und einer Erzählung aus der antiken Zeit einiges Interesse und Leben einzuhauchen, mir etwas gelang, was bisher allen mißlungen ist*: als notwendiges Korrelat dieses Vordersatzes ergibt sich der ebenso tröstliche, wenn auch weniger erhebende Gedanke, daß, falls mir mein Unternehmen mißlang, ich unterlag, wo kein einziger den Sieg davontrug! Nach solchem Ausspruch bleibt mir nichts, als sogleich zu schließen. Kann ich etwas Wirksameres für den Beweis vorbringen, daß ein Schriftsteller nie halb soviel Scharfsinn entfaltet, als wenn er seine eigene Arbeit noch unter den bestmöglichen Gesichtspunkt zu stellen sucht?

* Man muß mir verzeihen, wenn ich selbst Barthelemy hiervon nicht ausnehme. Sein *Anacharsis* ist ein Werk von wunderhafter Geschicklichkeit, Mühe, Eleganz und Forschung; aber es ist kein Leben darin. Allerdings gibt es sich nicht ausdrücklich als einen Roman, aber selbst als fingierte Reisebeschreibung erscheint es pedantisch und langweilig. Äußerliche Gelehrsamkeit trifft man im Überfluß, aber der innere Geist fehlt. Der Verfasser ist nicht vom Wein des Altertums erheitert, aber er hat eine ungeheure Menge von Weinlisten aufgehäuft. »Anarchasis«, sagt Schlegel gut und witzig, »sieht die Dinge auf seinen Reisen nicht wie ein junger Skythe, sondern wie ein alter Pariser an.« Ja, und wie ein Pariser, der nie in uns die Vorstellung erweckt, daß er überhaupt gereiset sei, als etwa in seinem Armstuhl!

ERSTES BUCH

Quid sit futurum eras, fuge quaerere;
Quem sors dierum cunque dabit, lucro
Appone: nec dulces amores
Sperne puer, neque tu choreas.

Hor. lib. I. od. IX.

ERSTES KAPITEL

Die beiden edlen Pompejaner

»Ha, Diomed, wohl getroffen; speisest du heute bei Glaukus zu Nacht?« fragte ein junger Mann von kleinem Wuchs, der seine Tunika in jenen losen, weibischen Falten trug, die andeuteten, daß er ein Mensch von Stand und ein Elegant war.

»Ach nein! Lieber Klodius, er hat mich nicht geladen«, entgegnete Diomed, ein Mann von stattlichem Aussehen und mittlerem Alter. »Beim Pollux, ein schnödes Mißgeschick! Denn man sagt, seine Nachtessen seien die besten in Pompeji.«

»Ganz leidlich, doch ist für mich nie genug Wein dabei. In seinen Adern fließt nicht das alte Griechenblut; denn er behauptet, der Wein mache ihm am andern Morgen einen schweren Kopf.«

»Mag wohl einen andern Grund für diese Knickerei geben«, erwiderte jener mit aufgezogenen Brauen. »Bei all seinem Dünkel und übertriebenem Wesen ist er, denk ich, nicht so reich, als er sich anstellt, und spart vielleicht lieber seine Amphoren, als seinen Witz.«

»Ein weiterer Grund bei ihm zu essen, solange die Sesterzien noch anhalten. Künftiges Jahr, Diomed, müssen wir einen andern Glaukus ausfindig machen.«

»Er liebt auch die Würfel, hör ich.«

»Er liebt jedes Vergnügen, und solange er das Vergnügen Abendessen zu geben liebt, lieben wir ihn alle.«

»Ha! ha! Klodius, gut gesagt. Hast du, beiläufig bemerkt, mein Weinlager schon gesehen?«

»Ich meine nicht, mein guter Diomed.«

»Gut, da mußt du dieser Tage mit mir zu Nacht speisen; ich hab erträgliche Muränen in meinem Fischhälter, und will Pansa, den Ädil, mit dir laden.«

»Ach, keine Umstände um meinetwillen! – *Persicos odi apparatus*, ich bin leicht zufriedengestellt. Aber der Tag neigt sich; ich geh ins Bad – und du?«

»Zum Quästor – Staatsgeschäfte; nachher in den Tempel der Isis. Lebwohl.«

»Ein großtuender, überlästiger, ungebildeter Kerl!« murmelte Klodius vor sich hin, indem er gemach fortschlenderte. »Glaubt uns mit seinen Festen und Weinlagern vergessen zu machen, daß er der Sohn eines Freigelassenen ist; mögen wir's doch, wenn wir ihm dafür die Ehre antun, sein Geld abzugewinnen: diese reichen Plebejer sind eine Ernte für uns aushausende Adelige.«

Unter diesem Selbstgespräch gelangte Klodius in die Via Domitiana, die, von Fußgängern und Wagen vollgedrängt, die ganze freudige Überfülle des Lebens und Regens darbot, die wir heutigen Tags in den Straßen von Neapel finden.

Die Schellen der rasch aneinander vorbeifahrenden Wagen klingelten lustig ins Ohr, und Klodius belegte durch Lächeln oder Kopfnicken seine Bekanntschaft je mit den elegantesten oder durch phantastischen Prunk ausgezeichnetsten Equipagen. In der Tat war kein junger Mann befreundeter in Pompeji.

»He, Klodius, wie hast du auf dein Glück geschlafen?« rief mit angenehmer, wohltonender Stimme ein Jüngling in einem Wagen von der feinsten, anmutigsten Bauart. Auf seiner bronzenen Außenseite hatte die noch immer ausgesuchte Kunstfertigkeit griechischer Meister Reliefs aus den olympischen Spielen in hoher Vollendung angebracht; die beiden Pferde, welche das Gefährt zogen, waren vom seltensten parthischen Schlag; ihre leichten Glieder schienen den Boden

zu verachten und der Luft zu dienen, und doch hielten sie auf die leiseste Berührung des Wagenlenkers, der hinter dem jungen Eigentümer des Vehikels stand, bewegungslos still, als wären sie plötzlich in Stein verwandelt – ohne Leben, aber lebensähnlich, wie eines der Wunder des Praxiteles. Der Eigentümer selbst war von jenem schlanken, schönen Ebenmaß, dem die athenischen Bildhauer ihre Modelle entnahmen; sein griechischer Ursprung gab sich in den leichten, ringelnden Locken und der vollendeten Harmonie seiner Züge kund. Er trug keine Toga, ein Kleidungsstück, das in der Kaiserzeit allerdings aufgehört hatte, das allgemeine Unterscheidungszeichen der Römer zu bilden, und Leuten, die Ansprüche auf seine Sitte machten, zum besondern Stichblatt des Späßes dienen mußte; dagegen glühte seine Tunika in den reinsten Tinten der tyrischen Farbe und die Fibulä oder Schnallen, durch die sie befestigt war, schimmerten von Smaragden. Um den Hals hatte er eine goldene Kette, die sich in der Mitte der Brust in die Form eines Schlangenkopfes verflocht, aus dessen Rachen ein großer Siegelring von der feinsten Arbeit herabhing. Die Ärmel der Tunika waren weit und an der Hand mit goldnen Fransen besetzt; ein Gürtel um die Mitte des Leibs, mit Arabesken verziert und von demselben Stoff wie die Fransen, diente statt einer Tasche, um Schnupftuch, Beutel, Griffel und Schreibtafel aufzunehmen.

»Mein teurer Glaukus!« rief Klodius, »ich bemerke mit Vergnügen, daß dein Verlust so geringen Einfluß auf deine Miene hat. Siehst du doch aus, als wärst du von Apoll begeistert, und dein Gesicht glänzt wie eine Sonne von Seligkeit; jedermann würde dich für den Gewinner und mich für den Verlierer halten.«

»Und was läge denn in dem Verlust oder Gewinn dieser dumpfen Stücke Metall, das unsere Laune umändern dürfte, mein Klodius? Beim Zeus, solange wir noch jung und die vollen Locken mit Kränzen decken können, solange die Leier noch einem ungesättigten Ohr klingt, solange das Lächeln

Lydias oder Chloës noch über unsre Adern hinzuckt, in welchen das Blut so schnell fließt: solange werden wir auch unsre Lust an der sonnigen Luft haben und die kahle Zeit selbst nur zur Schatzmeisterin unserer Freuden machen. Du speisest heut bei mir zur Nacht, weißt du wohl?«

»Wer vergäße je eine Einladung von Glaukus?«

»Aber wohin gehst du jetzt?«

»Nun, ich wollte einen Besuch in den Bädern machen, aber noch fehlt eine volle Stunde bis zur gewöhnlichen Zeit.«

»Ei, da will ich meinen Wagen wegschicken und mit dir gehen. So, so, mein Phylas«, das ihm zunächst stehende Pferd streichelnd, das durch ein leises Wiehern und zurückgelegte Ohren den Gruß spielend erwiderte, »ein Feiertag für dich heut. Ist er nicht schön, Klodius?«

»Des Phöbus würdig«, gab ihm der edle Parasit zurück, »oder des Glaukus.«

ZWEITES KAPITEL

Das blinde Blumenmädchen und die Schönheit nach der Mode.

Geständnis des Atheners. – Einführung des Lesers bei

Arbaces von Ägypten

In leichter Unterhaltung über tausenderlei Dinge schlenderten die beiden jungen Männer durch die Straßen. Sie befanden sich jetzt in dem mit Kaufläden gefüllten Stadtquartier. Ihr offenstehendes Innere strahlte überall von der harmonischen Pracht der Fresken, die in Geschmack und Plan eine unendliche Abwechslung boten. Die perlenden Springbrunnen, die, wo sich immer eine Aussicht für das Auge bildete, ihren anmutigen Silberschaum in die sommerliche Luft emporwarfen; die Menge der Vorübergehenden, oder richtiger Verweilenden, meist in Gewänder von tyrischem Purpur gekleidet; die fröhlichen Gruppen um jede etwas anziehendere Bude her; die ab und zu wandelnden Sklaven, mit bronzenen,